

DER SOZIALIST

ORGAN DES SOZIALISTISCHEN BUNDES

1. JAHRGANG

BERN, DEN 1. DEZEMBER 1909

NUMMER 20

Leo Tolstois Rede gegen den Krieg

Nachdruck erwünscht; Quellenangabe erbeten

Auf dem Friedenskongreß, der in diesem September in Stockholm tagen sollte, wollte Leo Tolstoi eine Ansprache an die Delegierten halten. Der Kongreß fand nicht statt. Tolstoi hat jetzt den Wunsch, zu gleicher Zeit allen Völkern mitzuteilen, was damals zu sagen er verhindert worden war. Der „Sozialist“ ist gebeten worden, den Völkern Deutschlands und der Schweiz Tolstois Worte mitzuteilen. Wir kommen unsrer Menschenpflicht, die Worte des großen ehrungswürdigen Mannes weiterzugeben, wie er es will, hiermit getreulich nach. Wir lassen von seinen Worten keine Silbe weg; wir fügen kein Wort hinzu.

Geliebte Brüder!

Wir haben uns hier versammelt, um gegen den Krieg zu kämpfen. Gegen den Krieg, das will heissen, gegen das, wofür sämtliche Völker der Erde, Millionen und Millionen von Menschen, einigen Dutzenden, manchmal bloss einem einzigen Menschen nicht nur Milliarden von Rubeln, Talern, Franken, Jems, die einen grossen Teil ihrer Arbeit repräsentieren, sondern auch sich selbst, ihr Leben uneingeschränkt zur Verfügung stellen. Und nun wollen wir, ein Dutzend Privatmenschen, die aus verschiedenen Enden der Erde zusammengekommen sind, ohne alle besonderen Privilegien, vor allem ohne jede Macht über jemanden, kämpfen; und wenn wir kämpfen wollen, so hoffen wir auch zu siegen über diese ungeheuere Macht nicht etwa nur einer, sondern aller Regierungen, die über Milliarden Geldes und über Armeen von Millionen Menschen verfügen und es nur zu gut wissen, dass die Ausnahmestellung, die sie, d. h. die Menschen, welche die Regierung bilden, einnehmen, einzig und allein auf dem Militär beruht —, auf dem Militär, welches nur dann Sinn und Bedeutung hat, wenn der Krieg besteht, derselbe Krieg, gegen den wir kämpfen wollen und den wir vernichten möchten.

Bei solchen ungleichen Kräften muss ein Kampf als Wahnsinn erscheinen. Macht man sich aber die Bedeutung der Kampfmittel, die sich in den Händen jener, die wir bekämpfen wollen, und die sich in unseren Händen befinden, klar, so werden wir nicht darüber staunen, dass wir uns zum Kampf entschliessen, sondern darüber, dass das, was wir bekämpfen wollen, überhaupt noch besteht. In ihren Händen befinden sich Milliarden von Geld, Millionen williger Soldaten, in unsern Händen befindet sich nur ein Mittel, aber das allermächtigste Mittel der Welt — die Wahrheit.

Und deshalb mögen unsere Kräfte noch so gering erscheinen in Vergleich mit den Kräften unserer Gegner, unser Sieg ist ebenso gewiss, wie der Sieg des Lichtes der aufgehenden Sonne über die Finsternis der Nacht.

Unser Sieg ist gewiss, aber nur unter einer Bedingung — unter der Bedingung, dass wir die Wahrheit verkündigen und sie rückhaltlos, ohne alle Umschweife, ohne jede Konzession, ohne jede Milderung heraussagen. Diese Wahrheit aber ist so einfach, so klar, so einleuchtend, so verbindlich nicht bloss für den Christen, sondern für jeden vernünftigen Menschen, dass man sie nur in ihrer ganzen Bedeutung auszusprechen braucht, auf dass die Menschen ihr nicht mehr zuwider handeln können.

Diese Wahrheit ist in ihrer vollen Bedeutung in dem enthalten, was Jahrtausende vor uns in dem Gesetz, das wir das Gesetz Gottes nennen, in zwei Worten gesagt ist: Töte nicht. Diese Wahrheit besagt, dass der Mensch unter keinen Umständen und unter keinerlei Vorwand einen andern töten kann oder darf.

Diese Wahrheit ist so klar, so allgemein anerkannt, so verpflichtend, dass sie nur klar und bestimmt vor den Menschen aufgestellt zu werden braucht, damit das Uebel, das Krieg heisst, vollkommen unmöglich werde. Und deshalb glaube ich, dass wir, die hier zum Weltkongress versammelt sind, wenn wir diese Wahrheit nicht klar und bestimmt aussprechen, sondern uns an die Regierungen wenden und ihnen allerlei Massnahmen vorschlagen, um die Uebel des Krieges zu verringern und die Kriege seltener zu machen, auf diese Weise jenen Menschen gleichen, die mit dem Torschlüssel in den Händen gegen die Mauern Sturm laufen, die, sie wissen es wohl, ihre Anstrengung nicht zu stürzen vermag. Wir wissen, dass alle diese Menschen gar kein Verlangen danach haben, ihresgleichen zu töten, zumeist sogar die Veranlassung nicht kennen, auf die hin man sie zur Ausführung dieser Tat zwingt, die ihnen widerlich ist; dass ihnen ihre Lage, in der sie Bedrückung und Zwang erleiden, zur Last fällt; wir wissen, dass die Mordtaten, die von Zeit zu Zeit von diesen Menschen verübt werden, auf Befehl der Regierung geschehen, wissen, dass das Bestehen der Regierung durch die Armeen bedingt wird. Und nun finden wir, die wir die Vernichtung des Krieges anstreben, nichts Zweckmässigeres zu seiner Aufhebung, als ihnen anzuraten, — ja, wem denn? den Regierungen, die bloss durch das Militär, also durch den Krieg bestehen, — solche Massregeln zu ergreifen, die den Krieg vernichten sollen, d. h. wir raten den Regierungen, sich selbst zu vernichten.

Die Regierungen werden mit Befriedigung all solche Reden hören, denn sie wissen nicht nur, dass derlei Erörterungen den Krieg nicht vernichten und ihre Macht

nicht untergraben, sondern auch, dass die eigentliche Ursache dadurch den Menschen nur noch besser verborgen wird, die Ursache die sie vor ihnen verbergen müssen, damit Armeen und Kriege und auch sie selbst, die diese Armeen befehligen, fortbestehen können.

„Ja, aber das ist doch Anarchismus: niemals haben die Menschen ohne Regierung und Staat gelebt. Und darum sind Regierungen und Staaten und auch die Heeresmacht, die sie beschützt, unerlässliche Lebensbedingungen der Menschen“, wird man mir entgegen.

Ganz abgesehen davon, ob ein Leben der christlichen Völker und überhaupt aller Völker ohne Militär und Krieg, von denen Regierungen und Staat beschützt werden, möglich ist oder nicht, zugegeben sogar, die Menschen müssten sich unbedingt zu ihrem Wohle den Institutionen, welche aus Menschen bestehen, die sie nicht kennen und die sie Regierungen heissen, knechtisch unterwerfen, zugegeben, sie müssten diesen Einrichtungen unweigerlich die Produkte ihrer Arbeit überliefern, sie müssten allen Forderungen dieser Einrichtungen unbedingt bis zum Mord an ihren Nächsten Folge leisten, — auch wenn wir das alles zugeben, selbst dann bleibt noch eine Schwierigkeit, die unsere Welt nicht lösen kann. Diese Schwierigkeit besteht in der Unmöglichkeit, den christlichen Glauben, zu dem sich alle Menschen, welche die Regierung repräsentieren, mit besonderem Nachdruck bekennen, mit ihren aus Christen bestehenden Armeen, die sie zum Morde abrichten, zu vereinbaren. Man mag die christliche Lehre noch so sehr entstellen, mag nach Belieben sich um ihre Hauptlehren schweigend herumdrücken, die Grundidee dieser Lehre besteht doch nur in der Liebe zu Gott und den Nächsten. Zu Gott, das heisst zur allerhöchsten Vollkommenheit der Tugend, und zum Nächsten, das heisst zu allen Menschen ohne Unterschied. Deshalb, sollte man glauben, muss man eines von beiden anerkennen: entweder das Christentum mit der Liebe zu Gott und den Nächsten, oder den Staat mit Armeen und Krieg.

Es ist sehr wohl möglich, dass das Christentum seine Zeit überlebt hat und dass die modernen Menschen, wenn sie vor die Wahl gestellt werden, sich für das Christentum und die Liebe oder den Staat und den Mord zu entscheiden, finden werden, das Bestehen des Staates sei dermassen wichtiger als das Christentum, dass man das Christentum vergessen und nur am Wichtigeren festhalten müsse: am Staat und am Mord.

Alles das mag schon sein, — wenigstens können die Menschen so denken und fühlen. Dann aber muss man es auch so sagen. Man muss sagen, die Menschen unserer Zeit müssten aufhören zu glauben, was die gemeinsame Weisheit der ganzen Menschheit sagt, was das Gesetz, zu dem sie sich bekennen, verkündigt, sie müssten aufhören zu glauben, was mit unverilgbaren Zügen in das Herz eines jeden gegraben ist, und müssten statt dessen an das glauben, was ihnen — den Mord inbegriffen — die und jene Menschen befehlen, Kaiser und Könige, die durch Zufall oder Erblichkeit zu ihrer Stellung gekommen sind, oder Präsidenten, Reichstagsabgeordnete und Deputierte, die mit Hilfe von allerlei Schlichen gewählt worden sind. Das also muss man dann sagen.

Nun aber kann man das nicht sagen. Nicht bloss dies kann man nicht sagen, sondern weder das eine

noch das andere kann man sagen. Sagt man, das Christentum verbietet den Mord, — so wird es kein Militär geben, es wird keinen Staat geben. Sagt man, wir, die Regierung, erkennen die Berechtigung des Mordens an und leugnen das Christentum, — so wird sich niemand einer Regierung unterwerfen wollen, die ihre Macht auf Mord aufbaut. Und noch eins: wenn der Mord im Kriege zulässig ist, muss er erst recht dem Volke gestattet sein, das sein Recht in der Revolution sucht. Und deshalb sind die Regierungen, da sie weder das eine noch das andere sagen können, nur um eines besorgt: ihren Untertanen zu verbergen, dass es notwendig ist, zwischen diesen zwei Wegen die Entscheidung zu treffen.

Darum also haben wir, die wir hier versammelt sind, um dem Uebel des Krieges zu steuern, wenn wir unser Ziel wirklich erreichen wollen, nur eines zu tun: wir müssen dieses Entweder-Oder mit voller Bestimmtheit und Klarheit aufstellen, in gleicher Weise vor den Menschen, welche die Regierung ausmachen, wie vor den Massen des Volkes, die das Militär bilden. Und dies müssen wir in der Art tun, dass wir nicht nur klar und offen die allen Menschen bekannte Wahrheit wiederholen: Ein Mensch darf dan andern nicht töten! sondern noch dazu ausdrücklich erklären, dass keinerlei Erörterungen die Menschen der christlichen Welt von der Verpflichtung, die diese Wahrheit in sich schliesst, befreien können.

Deshalb möchte ich unserer Versammlung den Vorschlag machen, einen Aufruf an die Menschen sämtlicher und besonders der christlichen Völker zu verfassen und zu veröffentlichen, worin wir klar und gerade heraus sagen, was zwar alle wissen, was aber niemand oder so gut wie niemand sagt: nämlich, dass der Krieg nicht, wie das jetzt die Menschen vorgeben, irgend eine besondere wackere und lobenswerte Sache sei, sondern dass er, wie jeder Mord, eine abscheuliche und frevelhafte Handlung ist, und zwar nicht nur für die, welche die militärische Laufbahn aus freien Stücken wählen, sondern auch für die alle, die sich ihr aus Furcht vor Strafe oder um eigennütziger Interessen willen widmen.

Im Hinblick auf die Personen, die die militärische Tätigkeit freiwillig wählen, möchte ich vorschlagen, dass wir in diesem Aufruf klar und präcis zum Ausdruck bringen, dass diese Tätigkeit, ungeachtet aller Feierlichkeit, allen Glanzes und der allgemeinen Billigung, die ihr zu teil wird, verbrecherisch und schändlich ist, und zwar um so mehr, je höher die Stellung ist, die der Mensch im Militärdienst einnimmt. Ebenso möchte ich in Bezug auf die Menschen aus dem Volke, die durch Androhung von Strafen oder durch Aussicht auf Gewinn zum Militär herangezogen werden, vorschlagen, dass wir klar und bestimmt auf den grossen Irrtum hinweisen, den sie gegen ihren Glauben, wie gegen die Sittlichkeit und den gesunden Menschenverstand dadurch begehen, dass sie darein willigen, in die Armee zu treten: Gegen den Glauben dadurch, dass sie in die Reihen von Mördern treten und das von ihnen anerkannte Gesetz Gottes verletzen; gegen die Sittlichkeit dadurch, dass sie aus Furcht, von Seiten der Behörden bestraft zu werden oder um eigennütziger Interessen willen bereit sind, zu tun, was sie in ihrem Innern für schlecht erkennen; und gegen den gesunden

Menschenverstand dadurch, dass sie, wenn sie in das Heer treten, im Kriegsfall von denselben, wenn nicht noch schwereren Leiden bedroht sind, als die sind, die ihnen für die Dienstweigerung drohen; gegen den gesunden Menschenverstand vor allem aber schon darum, weil sie demselben Schlag Menschen sich beigesellen, der sie ihrer Freiheit beraubt und sie zum Militärdienste zwingt.

Die Menschheit im allgemeinen und unsere christliche Menschheit im besondern ist zu einem so schroffen Widerspruch zwischen ihren sittlichen Forderungen und der bestehenden Gesellschaftsordnung gelangt, dass unbedingt eines geändert werden muss, nicht das, was nicht geändert werden kann: die sittlichen Forderungen des Gewissens sondern das, was wohl geändert werden kann: die Gesellschaftsordnung. Diese Aenderung, die der innere Widerspruch gebietet, der in der Vorbereitung zum Mord besonders scharf zu Tage tritt, wird von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag immer dringender. Die Spannung, die diese bevorstehende Aenderung seit langem erzeugt, hat heute schon einen solchen Grad erlangt, dass es, wie zum Uebergang eines flüssigen Körpers in einen festen manchmal ein geringer Stoss genügt, ebenso auch zum Uebergang aus jenem grausamen und unvernünftigen Leben der Menschen mit seiner Absonderung, seinen Rüstungen und Armeen, zu einem vernünftigen, den Forderungen der Erkenntnis der jetzigen Menschheit entsprechenden Leben möglicherweise nur einer geringen Anstrengung, vielleicht nur eines Wortes bedarf. Jede solche Anstrengung, jedes solche Wort kann zu jenem Stoss der abgekühlten Flüssigkeit werden, der plötzlich die Flüssigkeit in einen festen Körper verwandelt. Warum sollte unsere jetzige Versammlung nicht diese Anstrengung sein? So, wie im Märchen Andersens, als beim feierlichen Umzuge der König durch die Strassen der Stadt ging, und das ganze Volk entzückt war ob der wunderbaren neuen Kleidung, ein Wort eines Kindes, das aussprach, was alle wussten, aber niemand sagte, alles geändert hat. Es sagte: „Er hat ja gar nichts an“, und die Suggestion hörte auf, und der König schämte sich, und alle Menschen, die sich eingeredet hatten, ein wunderschönes neues Kleid am König zu sehen, wurden nun gewahr, dass er nackt sei. Auch wir müssen dasselbe sagen, wir müssen sagen, was alle wissen und nur nicht zu sagen wagen, wir müssen sagen, dass wenn die Menschen dem Mord einen noch so veränderten Namen geben, der Mord immer nur Mord bleibt — eine frevelhafte, schmachvolle Tat. Und man braucht nur klar, bestimmt und laut, wie wir das hier zu tun vermögen, dies zu sagen, und die Menschen werden aufhören zu sehen, was sie zu sehen vermeinten und werden erblicken, was sie in Wirklichkeit sehen. Sie werden aufhören, im Krieg den Vaterlandsdienst, den Heldenmut, den Kriegsrühm, den Patriotismus zu sehen, und werden sehen, was da ist: die nackte frevelhafte Mordtat. Und wie die Menschen das sehen, wird dasselbe geschehen, was in dem Märchen geschah: diejenigen, die die Freveltaten üben, werden sich schämen, diejenigen aber die sich eingeredet haben, dass sie im Mord keine Frevelhaftigkeit sehen, werden sie jetzt gewahr werden, und werden aufhören Mörder zu sein.

Wie aber sollen sich die Völker gegen die Feinde wehren, wie soll die innere Ordnung aufrecht erhalten werden, wie können die Völker ohne Militär bestehen?

Welche Form das Leben der Menschen annehmen wird, wenn sie den Mord unterlassen, wissen wir nicht und können es nicht wissen, eines aber ist sicher: dass es den Menschen, die mit Vernunft und Gewissen begabt sind, natürlicher ist, ihr Leben von Vernunft und Gewissen lenken zu lassen, als sich knechtisch denen zu unterwerfen, die das gegenseitige Töten anordnen. Und sicher ist darum auch, dass die Form der gesellschaftlichen Ordnung, die das Leben der Menschen annehmen wird, wenn sie sich bei ihren Handlungen nicht von der Gewalt, die auf Todesdrohungen gegründet ist, sondern von der Vernunft und vom Wissen leiten lassen, jedenfalls nicht schlimmer wird, als das Leben, das sie jetzt führen.

Das ist alles, was ich sagen wollte. Es wäre mir sehr leid, wenn ich jemanden beleidigt, gekränkt oder böse Gefühle in ihm erweckt hätte. Doch wäre es für mich, einen 80 jährigen Greis, der jeden Augenblick des Todes gewärtig ist, eine Schande, nicht ganz offen die Wahrheit zu sagen, wie ich sie verstehe, die Wahrheit, die nach meiner festen Ueberzeugung allein die Menschheit von den unseligen Drangsalen zu erretten vermag, die der Krieg hervorbringt und unter denen sie leidet.

Die Grundursache des Kriegs und sein Ende

Von P. J. PROUDHON

Vorbemerkung: Was hier folgt, sind Bruchstücke aus Proudhons im Jahre 1861 erschienenen zweibändigem Werke: „Krieg und Frieden. Untersuchungen über Prinzip und Verfassung des Völkerrechts.“ Der Leser findet hier also nur Resultate; wie der Verfasser zu ihnen kommt, kann nur in dem Werke selbst gefunden werden, das so tiefgründig und bedeutend, so edel in seiner unerschütterlichen Forscherruhe ist, daß zu wünschen wäre, es könnte bald — nebst so vielen andern Werken des Meisters — in einer vollständigen deutschen Ausgabe erscheinen. Für das Folgende ist zu bemerken, daß es seinen guten Grund hat und nicht zu umgehen war, daß hier immer von Pauperismus gesprochen und dafür nie das Wort Armut gewählt wird. Zu den schönsten Kapiteln des Buches gehört Proudhons Begründung des „Gesetzes der Armut“: die Menschen sind, solange es eine Kultur gibt, immer arm gewesen und werden immer arm bleiben, und es gibt nichts Schöneres und Besseres als diese „Armut“. Ganz etwas anderes aber ist der Pauperismus: er ist Elend, Entblößtheit, Entbehrung, Beraubung. Wir hoffen, auch diese herrlichen, für die Begründung der neuen Sozialökonomie überaus wichtigen Abschnitte den Lesern demnächst vorlegen zu können.

*

Die erste, allgemeine und immer vorhandene Ursache des Krieges, auf welche Art und aus welchem Motiv er sich auch entzünden mag, ist dieselbe, die die Nationen dazu treibt, auszuschwärmen, in der Ferne Niederlassungen zu gründen und für den Ueberschuß ihrer Bevölkerung Länder und Absatzwege zu suchen. Es ist der Mangel an Existenzmitteln oder, in höherem Stil zu sprechen: die Aufhebung des ökonomischen Gleichgewichts.

Das Ziel oder der Gegenstand des Krieges wäre also für den Angreifer, durch die Beute der Not, die er aussteht, ein Ende zu machen; für den Angegriffenen, was er für sein Eigentum hält, wie immer es auch um

seinen Rechtsanspruch beschaffen sein mag, zu verteidigen. Der Pauperismus: da haben wir die Grundursache jedes Krieges.

Wie sind wir nun auf einmal von den lichten Höhen des Rechtes in den Abgrund des Hungers und des Neides gefallen! Der Krieg, der in seiner Aufgabe, ein rächendes Strafgericht zu üben, so erhaben schien, ist infam, wenn man die geheime Ursache nennt, die ihn hervorbringt. Er mag noch so sehr mit seinen Trophäen prunken, mag sich mit den Reichen, die er gegründet, mit den Nationen, die er befreit, mit den Freiheiten, die er erobert hat, brüsten: er ist das Kind des Pauperismus und die Habgier stand an seiner Wiege, das Verbrechen ist sein Bruder . . .

Der Stolz auf unsern Luxus und das Fieber unsrer üppigen Lüste täusche uns nicht: der Pauperismus nimmt die zivilisierten Nationen ebenso mit wie die Horden der Barbaren und oft noch mehr. Der Wohlstand in einer gegebenen Gesellschaft hängt nicht so sehr von der absoluten Menge des aufgehäuften Reichtums ab — die immer geringer ist, als man annimmt — als von dem Verhältnis der Produktion zum Konsum, vor allem von der Verteilung der Güter. Da nun aus einer Menge von Gründen, die hier aufzuzählen nicht not tut, bei keinem Volke die Produktionskraft der Konsumtionskraft gleichkommen kann und da die Verteilung der Produkte noch unregelmäßiger vor sich geht als ihre Produktion und ihr Konsum, so ergibt sich aus alledem, daß die Dürftigkeit überall und dauernd ist; daß eine Gesellschaft, von der man meint, sie schwelge im Reichtum, in Wahrheit Not leidet; kurz, daß niemand vom Pauperismus verschont bleibt, der Besitzer, der von der Rente lebt, ebensowenig wie der Proletarier, der sich nur von seiner Hände Arbeit erhalten kann.

*

Die Erscheinung des Krieges ist nur aus dem Innern der Menschen heraus zu verstehen, aus ihrer Psychologie; wer ihn kennen lernen will, hat ihn nicht auf den Schlachtfeldern, in den Berichten der Geschichtsschreiber und den Denkwürdigkeiten der Heerführer zu studieren, sondern im Gewissen der Menschen . . . Alle Exzesse des Krieges entspringen aus dieser nämlich Quelle, aus der Seele, die zunächst einem falschen Ideal, dem Reichtum nachjagt, und die des ferneren die Gerechtigkeit in ihrer Anwendung auf die Dinge der Arbeit, auf Industrie und Austausch nicht kennt, das ökonomische Recht nicht begründet hat. Betrachten wir den Krieg, halten wir uns bei den Bildern blutiger Schlachten, brennender Städte und Dörfer, bei Raub und Notzucht auf, — wir bleiben immer auf dem Gebiete des Geistes; und alles, was wir in Sachen des Krieges Gutes oder Schlimmes sehen, feststellen, beurteilen, betrifft immer das Seelenleben. Die materiellen Tatsachen sind lediglich die Zeichen, welche für die Augen des Leibes die inneren Tatsachen des Geistes übersetzen.

*

Wenn nun der Krieg durch die Abschaffung der Plünderung, der Kaperei, der Kriegskontributionen und jeder Art Requisition von dem geheimen und schändlichen Motiv, das hinter ihm steckt, losgelöst wird, wenn er ferner von allen möglichen Civilrechten, Staats-

rechten, internationalen Rechten, die er selber erzeugt hat, eingeschränkt wird, ist es klar, daß er anfängt, gegenstandslos zu werden; daß es niemandem mehr in den Sinn kommen wird, zu ihm seine Zuflucht zu nehmen, weil weder der Reichtum noch die Ehre des Vaterlandes an ihm mehr interessiert sind; daß die internationalen Schwierigkeiten, die nur noch einfache Rechtsfragen sind, auf den Wegen der Diplomatie oder der Schiedsgerichte gelöst werden können; kurz, daß der Rechtsweg der Gewalt und ihr ganzer Apparat, alles, was damit zusammenhängt, alles, was sie voraussetzt, einschließt und hält, daß dieses ganze Verfahren, all diese Herstellung des Rechts auf gewaltsamem Wege aufhören muß, weil niemand mehr da ist, gegen den eingeschritten werden muß.

Das ist eine sehr ernste Schlußfolgerung; denn es handelt sich hier um ganz andere Dinge als lediglich um die Abrüstung und das Aufhören des Mordens; hier steht das ganze politische System auf dem Spiel, das ganz und gar auf dem Kriege begründet ist und von dem man bisher meinte, es gäbe keinen Ersatz dafür. Damit wird die Frage aufgeworfen: was wird aus der Gesellschaft, wenn es keinen Staat gibt? Und was wird aus dem Staat selbst ohne jene Institution, die Rousseau den Fürsten nennt, gleichviel ob es ein Monarch oder ein erblicher oder gewählter Würdenträger ist, das heißt, ohne den in einem Manne, der das Schwert führt, verkörperten Krieg?

Das Problem ist dringlich und man fragt sich, wie der Krieg sich aus dieser Lage retten will und was hinwiederum aus der Gesellschaft werden soll, wenn der Krieg sich aus dieser Katastrophe nicht retten kann.

Hier sehen wir nun, wie der gehetzte Krieg, der — man gestatte mir dieses ganz militärische Bild — aus seiner letzten Verschanzung gejagt werden soll, sich in all seinem Widerspruch und seiner Häßlichkeit zeigt.

Es geht mit den Institutionen wie mit Städten und Staaten; sie verteidigen sich bis zum Aeußersten, bis zum Untergang. Der Krieg, ich rede von ihm wie von einem lebendigen Wesen, verteidigt seine bedrohte Existenz und will nicht verschwinden, will nicht sterben. Er hat den Angriff, dem er nun ausgesetzt ist, schon lange vorkergesehen; als vorsichtiger Taktiker hat er sich einen Ausweg, eine versteckte Rückzugsmöglichkeit offen gelassen, und dahin müssen wir ihn jetzt verfolgen.

Wir haben gesagt, die Grundursache des Krieges ist der Pauperismus oder, anders ausgedrückt, die Aufhebung des ökonomischen Gleichgewichts. Sein geheimer, aber tatsächlicher Zweck ist, durch die Eroberung, in früheren Zeiten, wo man sich weniger Zwang antat, durch die Konfiskation, den Tribut und die Plünderung dem Defizit abzuhelpen. Man unterdrücke die Grundursache des Krieges, und er existiert nicht mehr. Man untersage ihm den Zweck, zu dem diese Ursache ihn bestimmt, und er hat keine Existenzberechtigung mehr. Da nun aber der Pauperismus, wie es scheint, bisher nicht hat ausgetilgt werden können, ist der Krieg noch nicht zum Untergang geweiht; da also die Gegensätzlichkeit ein untrennbares Zubehör der Menschheit zu sein scheint, kann der Krieg nicht verschwinden; und da er existiert, muß er haben, wovon er sich nährt. Was soll er nun also machen, wenn er einerseits durch sein eigenes Gesetz verpflichtet ist, sein erobertes

Land wie seinen eigenen Staat zu behandeln und es wie eine gute Hausmutter zu pflegen, und wenn andererseits die Ehre ihm gebietet, nicht zu plündern?

Der Krieg kann sich nicht verleugnen. Das Kind des Hungers, das bisher seine Nahrung im Ausland gesucht hat, aber von der Zivilisation gezwungen wird, aufs Ausland zu verzichten, wirft sich jetzt auf seine eigenen Landsleute; wie Saturn verzehrt er seine Kinder, und er fährt nur noch zu dem Zwecke fort, auf Eroberungen auszugehen, um die Zahl seiner Opfer zu vergrößern und so seinen Selbstmord noch aufzuschieben.

Der Krieg ist, mit andern Worten, bestrebt, dem Liberalismus, der ihn verfolgt, dadurch zu entrinnen, daß er sich in den Gouvernamentalismus, das heißt in das System der Ausbeutung, der Verwaltung, des Handels, der Fabrikation, des Unterrichts usw. durch den Staat flüchtet. Man plündert also nicht mehr, das ist schimpflich; man legt keine Kriegskontributionen mehr auf, konfisziert kein Eigentum mehr, verzichtet auf die Kaperei, läßt den Städten ihre Denkmäler und Kunstschatze, man verteilt sogar in den annektierten Provinzen Hilfgelder, liefert ihnen Kapitalien, bewilligt ihnen Subventionen. Aber man wird militärisch regieren, ausbeuten, verwalten usw.: das ist das ganze Geheimnis.

Ein Staat kann mit einer Kommandit- oder Aktiengesellschaft verglichen werden, in der mit ungeheuren Kapitalien gewirtschaftet wird und in der große Geschäfte gemacht, kolossale Gewinne erzielt werden; daher haben die Gründer, Direktoren, Administratoren, Inspektoren und alle anderen Beamten außer den stattlichen Gehältern noch beträchtliche Gratifikationen zu erhoffen. Die Dienststellen sind je nach dem Verdienst und den Dienstzeugnissen geordnet und in eine hierarchische Rangstufenfolge gebracht. Je umfangreicher der Staat wird, um so mehr Gelder hat die öffentliche Verwaltung zur Verfügung; aber je mehr Geld er in Händen hat, um so mehr bleibt ihm natürlich für sein Personal und seine Kreaturen.

Da die treibende Ursache des Krieges, nämlich der Pauperismus, nicht aufhört, wirksam zu sein und sogar oben noch stärker wirksam ist als unten, ist demnach der Militarismus im Innern und die Sucht, nach außen Eroberungen zu machen, immer lebendig: nur daß der Krieg, anstatt das eroberte Volk zu plündern und auszupressen, seine Gewinne in anderer Form einheimst. Wie in den Jahrhunderten Alexanders und Caesars die Plünderung des heroischen Zeitalters sich in die Eroberung verwandelt hatte, so hat jetzt die Eroberung ihrerseits die Tendenz, sich in die Regierung zu verwandeln.

Präfekturen, Kommissariate, Schenkungen, Trinkgelder, Pfründen, Gehälter, Pensionen treten an die Stelle der Erpressungen der Prokonsuln, der Vertreibungen aus dem Besitze, der Latifundien, der Sklavenversteigerungen, Konfiskationen und Tribute, der Getreide-, Futter- und Holzlieferungen usw. Besonders im Augenblick der Besitzergreifung sind die großen Fischzüge auszuführen. Wie viele Posten sind zu schaffen, wie viele Aemter zu verteilen! Wie viele Beförderungen! Was für eine Bürokratie! Und was für Spekulationen für die Geschäftsleute! So sieht der Krieg auf seiner höchsten Stufe aus, der Krieg mit

der rechtlichen Gleichstellung der eroberten Landesteile, ohne Expropriation und ohne Plünderung.

Eine Wirkung dieses Systems ist, daß die Staatsausgaben, die man mit ihrem richtigen Namen Kriegskosten nennen mußte, anwachsen, und zwar in dem Maße, in dem die Hierarchie stärker und größer wird, also in dem Maße, in dem der Staat sich ausdehnt oder, was auf das nämliche hinausläuft, die Regierung sich entwickelt. Unter der Herrschaft Napoleons I., der den Krieg noch auf die alte Art führte, war die Ausdehnung der Zentralgewalt und ihre Einmischung trotz aller Strenge der Verwaltung noch nicht annähernd so weit gediehen wie heutzutage. Das Budget erreichte noch nicht eine Milliarde. Unter der Restauration, der Julimonarchie, der Republik von 1848 und dem zweiten Kaiserreich ist die politische Hierarchie um all das angewachsen, ist die Zentralverwaltung um all das stärker geworden, was das Leben der Gemeinden und kleineren selbständigen Verbände verloren hat, und für das nächste Jahr (1862) ist ein Budget von einer Milliarde neunhundertneunundzwanzig Millionen vorgesehen. Dieses Ergebnis der Entwicklung der Regierung, das für alle großen politischen Gebilde kennzeichnend ist, fürchten die kleinen Staaten am meisten. Wie die kleinen Tiere angesichts der großen Vierfüßler, haben sie Angst, aufgefressen zu werden, es sei denn, daß sie, wie das arme Savoyen, hoffen, aus ihrem Beherrschern mehr herauszuziehen, als diese ihnen nehmen können. In diesem Fall, kann man sagen, verzehren die Ratten die Elefanten; denn es muß in dieser Welt der Vertilgung immer einer den andern auffressen.

So dreht sich der Krieg im Kreise herum. Erst verschlang jeder Staat alles, was sich in seinem Bereiche fand und sich nicht verteidigen konnte, und jetzt ist jeder Staat genötigt, sich gegen sich selbst zu kehren und sich als erobertes Land zu behandeln. Dieser seltsame Schluß, den, mehr als irgend eine frühere Epoche, das neunzehnte Jahrhundert auf Grund seines politischen und industriellen Fortschritts zog, ist eine der schwersten Gefahren, von denen die Völker — und die Regierungen bedroht sind

Wo stehen wir jetzt? Frankreich unterhält eine Armee von sechsmalshunderttausend Mann; die andern Mächte folgen seinem Beispiel je nach ihren Mitteln. Ob wir einen Krieg haben oder nicht, ob wir Sieger oder Besiegte sind, das Ergebnis ist, wie folgt: da die Eroberungen dank der Tatsache der Gleichberechtigung, die man den Ländern, welche einverleibt werden, nicht mehr verweigert, und durch die fernere der politischen Freiheiten, die das gemeinsame Erbe der Nationen geworden sind, keinerlei Gewinn bringen, bleibt nur übrig, daß die Armeen, die nach den Bedingungen des Kriegsrechts vom Kriege leben und ihre Vaterländer bereichern müßten, vom Mark ihrer Völker zehren. Von einem Budget von einer Milliarde neunhundertneunundzwanzig Millionen braucht das Kriegsdepartement sechshundert Millionen. Das nennt man bewaffneten Frieden.*) Aus Anlaß des Krimkrieges

*) Für das Rechnungsjahr 1910 11 sind die gesamten Ausgaben des Deutschen Reiches für Heer und Kriegsflotte auf über 1343 Millionen Mark veranschlagt, also annähernd auf so viel als das ganze französische Budget für 1862 betrug und auf etwa zweiundeinhalbmal, so viel als das französische Militärbudget von damals erforderte. Und so Jahr für Jahr in steigendem Maße!

hat die Regierung außerhalb des Budgets noch eine Milliarde fünfhundert Millionen geliehen; der lombardische Krieg hat einen Zuschuß von fünfhundert Millionen erfordert; das macht zusammen in fünf Jahren zwei Milliarden. Man füge die Pensionen, die Dotationen, die Kriegskasse und den ewigen Kriegsteuerzuschlag von zehn Prozent hinzu, den Napoleon I. trotz seinem Talent, den Krieg sich vom Krieg ernähren zu lassen, genötigt war einzuführen, den wir seit mehr als fünfzig Jahren zahlen und den wir, wenn das System sich nicht ändert, in alle Ewigkeit zahlen werden, und wir kommen zu dem absonderlichen Resultat, daß der Krieg, wenn man ihm auf den Grund geht, darin besteht, seine Bürger von seinen Soldaten aufessen zu lassen.

Angesichts dieser Tatsachen, der Folgerungen, zu denen sie führen, und der zahllosen Gedanken, auf die sie einen bringen müssen, sei nun die Möglichkeit eines Krieges zwischen Frankreich und England untersucht.*)

Der Krieg, der seinen Grund in der wirtschaftlichen Anarchie hat, die alle zivilisierten Nationen, unter dem Namen der Handels- und Gewerbefreiheit, wie eine wissenschaftliche Wahrheit einmütig gelten lassen, kann als unüberwindlich betrachtet werden. Das wird dadurch bewiesen, daß Europa, das seit sechsundvierzig Jahren in die Aera des bewaffneten Friedens eingetreten ist, nicht daran denkt, nach dem entworfenen Frieden zu streben, sondern täglich weiter rüstet.

Die Eroberung bringt unter den Bedingungen, unter denen sie sich heute vollzieht, dem Eroberer nichts ein; im Gegenteil, sie dient nur dazu, die Staatsausgaben in immer steigendem Maße über die Einnahmen hinauswachsen zu lassen. Dazu füge man nun, daß die Motive zum Krieg, die früher gänzlich in der Sphäre der Politik beschlossen waren, jetzt auf Grund des politischen Skeptizismus und der allgemeinen Abkehr von den alten Illusionen sich als wirtschaftliche enthüllen und folglich nicht mehr verbergen können, daß sie mit der Grundursache des Krieges identisch sind.

Wenn wir nun also die Hypothese eines Krieges bis aufs Messer zwischen Frankreich und England aufstellen und in Betracht ziehen, daß einerseits ein solcher Krieg nicht mit einer Einverleibung endigen könnte, weil die Natur der Dinge das nicht zuläßt, daß er andererseits als eingestandenes Motiv hätte, hier, die überragende Stellung zu besiegen, die seine Industrie, sein Handel und sein Reichthum England sichern, dort, den Einfluß zu zerstören, den Frankreich durch die Macht seiner Zentralisation und seiner Armeen auf dem Kontinent ausübt, so ist es klar, daß die siegreiche Nation, wenn man die Sache ernstlich zu Ende führen wollte, unter Verzicht auf jede falsche Großmut und jede falsche Scham, gegen die besiegte Nation zur völligen Auflösung ihres Staatsgefüges und zur Massen-

expropriation schreiten müßte, wenn sie nicht Gefahr laufen wollte, eines Tages furchtbaren Repressalien ausgesetzt zu sein. Unmöglich, eine andere Lösung zu finden, um dieser erbitterten Rivalität ein Ende zu machen.

Man beachte übrigens, daß dieser entsetzliche Gewaltschritt von dem Kriegsrecht, wie es zu allen Zeiten geübt wurde und wie es die Rechtsgelehrten auffassen, gebilligt würde. Das Völkerrecht würde ebenfalls keinen Widerspruch erheben, da nach den nämlichen Autoritäten das Völkerrecht nichts anderes ist wie das Kriegsrecht; das Staatsrecht und das bürgerliche und ebenso das ökonomische Recht schließlich würden sich keinesfalls dagegen auflehnen können, weil all diese Rechte in dem besonderen Fall dem Kriegsrecht untergeordnet wären, für das das Gemeinwohl das höchste Gesetz ist.

Kein Zweifel, wenn die Frage des Krieges unter diesen Bedingungen den zwei Nationen, Frankreich und Großbritannien, vorgelegt würde, die Aussicht auf eine solche Möglichkeit würde sie zum Nachdenken bringen. Auf beiden Seiten würde die Majorität eine Verständigung suchen und der Krieg könnte so nie erklärt werden; der ewige Frieden zwischen den beiden Völkern wäre tatsächlich geschlossen.

Glaubt man jedoch, wenn die Entscheidung der öffentlichen Meinung erst vorgelegt würde, nachdem der Krieg schon erklärt wäre, die siegreiche Nation würde sich rühren lassen? sie würde zwischen der Gewissheit einer für immer gesicherten Herrschaft, dem Reiz einer ungeheuren Beute, eines durch den Tribut aus Feindesland bezahlten Budgets und der Möglichkeit schwanken, ihrerseits in neuen Kämpfen zu unterliegen und nach der Strenge des Kriegsrechts behandelt zu werden? Ich sage, eine solche Nation wäre wahnsinnig, wenn sie das Recht und die Macht für sich hätte und dabei die geringsten Skrupel hegte. Sie hätte nicht verdient zu siegen, sie verdiente nicht zu leben. Eine Regierung, die in solchem Fall die Stimme der Mäßigung hörte, beginge Vaterlandsverrat.

So also ist es um uns mit dem klassischen internationalen Recht, wie es überliefert ist und wie es über Europa waltet, bestellt. Jede Nation steht heute vor diesem Entweder — Oder: entweder nicht nur ihre politische Unabhängigkeit und ihre Souveränität zu verlieren, sondern aus ihrem ganzen beweglichen und unbeweglichen Besitz expropriert und für ewige Zeiten tributpflichtig zu werden, — oder aber, sich selbst zu verzehren, wenn sie nicht imstande ist, sich eine Beute zu verschaffen

Fassen wir zusammen. Die Menschheit steht unter einer Zusammengehörigkeit organischer Gesetze, denen sie sich nicht entziehen kann, ohne sich dem Verderben und dem Elend preiszugeben. . . . Alle diese Gesetze werden infolge der Unwissenheit des Volks, der Verführung der Sinne, der Illusionen des Ideals und der Uebertreibung des persönlichen Rechts verkannt und verletzt. Das Gesetz des Bedarfs wird verletzt, indem es, statt als Mittel betrachtet zu werden, als Zweck genommen wird; das Gesetz der Arbeit wird verletzt, indem die Arbeit als Unheil und Züchtigung betrachtet wird und jeder bestrebt ist, sie auf seinen Nächsten abzuwälzen, woraus die Sklaverei und das Proletariat

*) Der Leser von 1909 setze bei allem, was nun folgt, an Stelle von Frankreich und England: Deutschland und England, und bedenke ferner, wie furchtbar in dem halben Jahrhundert, seit Proudhon diese Betrachtungen schrieb, die Ausgaben für den „bewaffneten Frieden“, die Kriegstechnik und das System der Regierung (so nennen wir auf deutsch den Gouvernentalismus) sich gesteigert haben.
Der Uebersetzer.

hervorgeht; das Gesetz der Armut wird durch den gewaltigen Reiz des Reichtums verletzt; das Gesetz der Mäßigkeit wird durch das Fieber der Ueppigkeit und das Gelüste nach Genüssen verletzt; das Gesetz der Gerechtigkeit endlich wird durch das Ansehen der Person verletzt, woraus das Schmarotzertum, die Ungleichheit des Unterrichts, der Mangel an Gleichgewicht in den Funktionen und die falsche Verteilung der Güter hervorgeht. *)

Aber die Natur, die Vernunft und die Gerechtigkeit lassen ihrer nicht ungestraft spotten. Sie finden ihre Rache im Pauperismus, der sich auf die Gesellschaft wirft und alle Klassen angreift; der das Defizit aufwühlt, die Tyrannei im Staate erzeugt, Zwietracht unter den Nationen sät und sie zum Kriege treibt, den er alsdann in seinem Wesen verdirbt und herunterbringt.

Nunmehr hat sich uns das Geheimnis der Verderbnis enthüllt. Wir begreifen jetzt, wie der Krieg, der vom Hunger erzeugt ist, den Raub hervorbringt, und wie diese schimpfliche Wirklichkeit zum Ideal der Heldenhaftigkeit geworden ist. Wir haben gesehen, wie der Krieg im Ursprung der Gesellschaften seine politischen Motive mit seiner ökonomischen Ursache durcheinander brachte und identisch mit der Räuberei wurde; wie alle epischen Dichtungen den Ruhm dieser glorreichen Seeräuber feierten und sogar die Religion ihnen ihren Segen spendete. Wir haben ihn gesehen, diesen heuchlerischen Krieg, wie er zuerst ein freies und privates Unternehmen war, wie er sich dann aber verallgemeinerte und allmählich ein ausschließlich öffentliches Unternehmen und ein Privileg des Staates wurde, aber dabei immer seinen Charakter der Räuberei beibehielt. Wir waren dann bei der Geburt der Eroberung zugegen, durch die der Krieg, dem Recht der Gewalt entsprechend, seinen politischen, revolutionären und gestaltenden Charakter bewährte, und wir haben gesehen, wie die zwei Tatsachen, die Plünderung und die Eroberung, von denen die erste dem Pauperismus entspricht, der den Krieg verursacht, und die zweite der Staatsraison, die sein Motiv abgibt, sich in der Theorie glatt voneinander unterscheiden, während sie sich in der Praxis ohne Unterlaß miteinander vereinigen und einander gegenseitig unterstützen.

Endlich sind wir, indem die Zivilisation, trotz dem Krieg und sogar durch den Krieg, ihren siegreichen Lauf fortsetzte, bei der absonderlichen Situation angelangt, in der sich das 19. Jahrhundert befindet: daß nämlich der Kriegszustand, trotz den Bemühungen mancher Staatsoberhäupter und des aufgeklärten Teils der Nationen, immer weiter andauert; daß die Armeen und die Zerstörungsmittel schrecklicher als je sind; daß zugleich die verächtliche Beurteilung des Plünderns die Oberhand zu gewinnen und die Eroberung sich in eine bloße politische Einverleibung aufzulösen scheint: daß also der Gewinn der Eroberung für den erobernden

Staat nur noch in der Ausbeutung seiner eigenen Unterthanen bestünde. Damit es anders aussähe, müßte man zum System der antiken Kriegführenden, der Spartianen gegen die Heloten, der Römer gegen die unterworfenen Nationen, der Türken gegen die Christen zurückkehren; man müßte, mittelst einer maßlosen Erweiterung der politischen Motive, nach gewonnener Schlacht zur Auflösung des besiegten Staates schreiten, die Nation in ihrer Masse expropriieren, sie zur Pächterin ihres eigenen Bodens machen und das unterworfen Land in ein Pachtgut zum Nutzen und zum höheren Ruhme des Siegers verwandeln

*

Nicht mit Hilfe von Unterschriften und Versammlungen, von Gesellschaften und Kongressen kann es ernsthaft zum Frieden kommen, kann der Friede unantastbar gesichert werden. Die Staatsmänner können nicht mehr dazu tun als die Philosophen; die Heilige Allianz ist daran gescheitert; keinerlei philanthropische Propaganda könnte etwas durchsetzen. Der Friede, der auf der Spitze der Bajonette ruht, ist immer nur ein Waffenstillstand; der Friede, der auf einem Konventikel von Oekonomisten und Quäkern ausgeheckt würde, wäre zum Lachen. Einzig und allein die arbeitende Menschheit ist imstande, dem Kriege ein Ende zu machen, indem sie das wirtschaftliche Gleichgewicht herstellt, und das setzt eine tiefgreifende Revolution in den Ideen und Sitten voraus.

Um das Reich des Friedens herzustellen, tut es, um den Ausdruck des Vorläufers des Evangeliums anzuwenden, not, daß wir damit beginnen, unsern Geist zu wandeln

Die Menschheit ist wie ein ungeheures Gehirn, in dem jeder Gedanke lebendig ist, in dem aber schließlich immer die Wahrheit über den Irrtum siegt Wie auch die Entscheidung der Menschen ausfallen mag, wir dürfen ruhig sein über das, was geschieht. Die Menschen sind klein, bis zu einem gewissen Grad können sie den Lauf der Dinge stören; wenn sie es tun, können sie nur sich selbst schädigen. Die Menschheit allein ist groß, sie ist unfehlbar. Ich glaube, ich darf es in ihrem Namen aussprechen:

Die Menschheit will den Krieg nicht mehr.

Zur Vorgeschichte

von

Tolstois Rede gegen den Krieg

Leo Tolstoj, wie wir ihn kurz nennen — Graf Lew Nikolajewitsch Tolstoj ist der volle Name —, der zum Ehrenmitglied des internationalen Friedenskongresses ernannt worden war, bekam die Einladung, dieses Jahr an dem Kongreß, der im September in Stockholm stattfinden sollte, persönlich teilzunehmen. Tolstoj freute sich, daß ihm so Gelegenheit geboten war, seine Pflicht, den Krieg zu bekämpfen, an so wirkungsvoller Stätte zu erfüllen, beschloß, in Begleitung einiger seiner nächsten Freunde trotz seinem hohen Alter die Reise zu machen und teilte dem vorbereitenden

*) Von all diesen sozialpsychischen Gesetzen — die keineswegs von außen auferlegt sind, sondern im Innern jedes Individuums wohnen und dort immer in Gefahr sind, von andern Trieben verdrängt zu werden — ist in dem Werke ausführlich die Rede. Die Stelle kann hier nicht genügend verstanden werden; sie steht nur um des Zusammenhangs willen da und um Ausblick auf all das zu gewähren, was die Grundlage zu Proudhons scharf ausgesprochenen Resultaten bildet.
Der Uebersetzer

Ausschuß mit, er nehme die Einladung an. Die Presse in ganz Europa machte auch bald diese Absicht bekannt. Kaum vierzehn Tage nachher kam die Nachricht, der Kongreß werde in diesem Jahre überhaupt nicht stattfinden. Motiviert wurde diese überraschende Abbestellung mit dem schwedischen Generalstreik. Merkwürdig war das; denn erstens hatten die schwedischen Arbeiter beschlossen, dem Friedenskongreß und Tolstoi zuliebe alles zu tun, damit der Streik der Veranstaltung keine Schwierigkeiten bereite; und zweitens wäre es, wenn es wirklich angezeigt war, ja ein Leichtes gewesen, den Kongreß anderswo als in Schweden abzuhalten. So behaupteten denn auch russische Blätter, allerdings, ohne Beweise dafür beizubringen, der Kongreß wäre lediglich abgesagt worden, weil Tolstois Absicht den Veranstalter unangenehm gewesen wäre.

Die Sache hatte noch ein kleines Nachspiel, das uns Deutsche immerhin interessieren kann. Unverzagt, wie Agenten dieser Art zu sein pflegen, richtete die Konzertdirektion Jules Sachs in Berlin an Tolstoi einen Brief, in dem er aufgefordert wurde auf der Rückreise von Stockholm seinen Vortrag in Berlin zu wiederholen; natürlich vor einem zahlungsfähigen, sensationslüsternen Publikum, gleich dem, das sich jetzt zu Gerhart Hauptmanns und Maximilian Hardens Konzertvorträgen drängt, denn es wurden Tolstoi für jeden Abend, an dem er reden würde, 5000 Francs angeboten. Tolstoi dachte nicht daran, sich vor einem solchen Publikum in Person produzieren zu wollen; immerhin wollte er auch auf diese Weise versuchen, seine Worte wirken zu lassen. Daher antwortete in seinem Namen sein Hausarzt am 14. August das Folgende:

„L. N. Tolstoi ist gerne bereit, seinen Bericht, den er zum XVIII. Internationalen Friedenskongreß, der dieser Tage in Stockholm abgehalten werden sollte, vorbereitet hatte, durch Ihr Etablissement an die Öffentlichkeit zu bringen. Selbst wird er jedoch nicht kommen, sondern möchte es einem seiner Gesinnungsfreunde anvertrauen, den Bericht vorzulesen. Er hofft, daß, wenn es mit der Übersendung des Berichts noch eine Weile dauern sollte, dies Ihnen nichts ausmacht. Er bittet Sie um Mitteilung, ob Sie einverstanden sind, zu warten. Ein Honorar wünscht er nicht.“

Die Konzertdirektion hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als in die Zeitungen die Nachricht zu bringen, Tolstoi werde in Berlin seinen Vortrag halten, sollte es sein Gesundheitszustand nicht erlauben, selbst zu sprechen, so werde ein Freund den Text vorlesen. So kam es, daß die Polizei, offenbar in dem Glauben, der Ausländer Tolstoi wollte persönlich kommen, sich einmischte und die Rede zur Zensur verlangte. Das hatte nur einen Sinn, wenn es heißen sollte: wir können den Ausländer, auch wenn es Tolstoi ist, rücksichtslos ausweisen, und wir tun es ohne weiteres, wenn wir nicht vorher feststellen dürfen, was wir zu sprechen erlauben und was nicht. Anstatt nun frank und frei zu antworten: „Tolstoi hat nie daran gedacht, zu kommen; um das aber, was ein Deutscher spricht oder vorliest, sich vorher zu kümmern, habt ihr kein Recht“, berichtete man erst

lange an Tolstoi, der natürlich unsere Rechtsverhältnisse nicht kennen kann; und Tolstoi entschied, er denke nicht daran, sein Manuskript zur Zensur einzureichen. So unterblieb die Veranstaltung, obwohl niemand in der Welt einen Deutschen hätte verhindern können, die Ansprache zu verlesen.

Mittlerweile hatte Tolstoi die Veröffentlichung in allen Sprachen vorbereitet, die nunmehr erfolgt.

SOZIALISTISCHER BUND

SIEDLUNGS-FONDS

Der Fonds, der zur Begründung der ersten Siedlung unsres Bundes bestimmt ist, wird von der Gruppe „Grund und Boden“ in Oranienburg verwaltet.

Die eingegangenen Beträge dienen jetzt schon der Vereinigung des Konsums unsrer Gruppen und werden auf diese Weise vermehrt.

Beiträge sende man an

Alfred Starke, Oranienburg bei Berlin, Kolonie Eden.

Ueber alle Beiträge wird im „Sozialist“ und durch schriftliche Urkunde quittiert werden.

Ausserdem sind Siedlungsmarken im Betrag von zehn Pfennig (für Oesterreich 10 Heller, für die Schweiz zehn Centimes) ausgegeben worden.

Durch den Verkauf dieser Marken an Einzelne in öffentlichen Versammlungen und privaten Zusammenkünften hat jeder Kamerad Gelegenheit, unser Wollen und die Idee, die uns führt, darzulegen. Durch das Aufkleben der Marken auf Briefe wird wiederum Propaganda getrieben.

Siedlungsmarken sind durch Alfred Starke und durch jeden Gruppenwart unsrer Gruppen zu beziehen.

DER SOZIALISTISCHE BUND besteht aus Gruppen — Gäste werden zu den Sitzungen jeder Gruppe nach Meldung bei dem Gruppenwart geladen :: ::

BERLIN. Gruppe *Arbeit*. Tagt jede Woche Freitags. — Gruppenwart *Friedrich Schwalbe*, Berlin N. O. 55, Belforterstr. 10.

Gruppe *Gemeinschaft*. Tagt Dienstags. — Gruppenwart *Gustav Landauer*, Hermsdorf b. Berlin, Kaisertrasse 26

HEILBRONN. Gruppe *Autonomie*. Tagt alle 14 Tage. Mittwoch, abends 8¹/₂ Uhr im Restaurant Schöller (Nebenzimmer), Allerheiligenstrasse.

LEIPZIG. Gruppe *Anfang*. Tagt alle 14 Tage. — Näheres durch den Gruppenwart *Ernst Reichelt*, Leipzig-Gohlis, Berggartenstr. 10

MÜNCHEN. Gruppe *Tat*. Näheres durch den Gruppenwart *Hans Wittich*, München, Birkerstrasse 3, III. rechts

ORANIENBURG. Gruppe *Grund und Boden*. Tagt alle 14 Tage. Dienstags. — Gruppenwart *Karl Tomys*, Eden b. Oranienburg.

ZÜRICH. Gruppe *Freiheit*.

LUZERN. Gruppe *Aufbau*.

BERN. Gruppe *Hammer*. — Näheres durch *Mark Harda*, Bern Pflugweg 5.

Nur durch den Verlag des Sozialistischen Bundes, Berlin W. 30 zu beziehen:

MACHT UND MAECHTE

Novellen von *Gustav Landauer* :: 234 Seiten. Preis Mark 1.—

Die erste Novelle des Bandes war unter dem Namen „Lebenskunst“ zuerst in der litterarischen Beilage des früheren „Sozialist“ erschienen

Versand gegen Voreinsendung des Betrags Mark 1.20 mit Por to oder gegen Nachnahme.

DER SOZIALIST erscheint halbmönatlich am 1. und 15. jeden Monats. Preis der Einzelnummer 10 Pfennig; Abonnement (ohne Porto) für ein Vierteljahr 60 Pfennig, für ein Halbjahr 1,10 Mark, für ein Jahr 2,10 Mark. Bestellungen werden entgegen genommen von der *Expedition, Berlin SO. 26, Skalitzerstr. 24a* und vom *Verlag des Sozialistischen Bundes, Berlin W. 30*. — Alle für die Redaktion bestimmten Einsendungen (Manuskripte, Briefe; Tauschblätter usw.) richte man an *Fritz Flierl, Berlin SO. 26, Skalitzerstr. 24a*. — Gelder sind, um Unannehmlichkeiten und Reklamationen zu vermeiden, ausschließlich an die persönliche Adresse: *Hermann Mertins Berlin W., Münchenerstr. 8*, zu senden. — Verantwortlich für Redaktion und Verlag *Fritz Flierl, Berlin*. — Druck von *Wilhelm Habicht, Berlin S.O. 26*.